



**Matthias Jung**

# Unverbundenes verbinden

Dialog und Spiritualität  
in der sozial-ökonomischen  
Transformation

## Inhaltsverzeichnis

Aufbrechen	7
Meine Fäden finden	11
Ein Unternehmersohn wird KDA-Pastor	11
Mit Frithjof Bergmann über die Alpen	17
Die Zukunft kommt ins Spiel	19
Siebzig Frauen und zwei Männer	26
Ich komme mal auf einen Kaffee vorbei	29
Die Große Erzählung	31
Zukunftskunst als Zielperspektive	33
Neues Garn spinnen	37
Dialogische Haltung oder: zuhörend sprechen	37
Genau hinschauen	44
Sprechen, um zu werden	48
Verletzliche Identität und Individualität	51
Sinn ...	58
... und Gemeinsinn	64
Kulturwandel und Gewohnheiten	74
Kriterien für gelingende Erzählungen	80
Fortschrittsglaube und fiktionale Erwartungen	83
Lebendiger Organismus als Leitbild	89
Im Gespräch mit evangelischen Positionen	101
Zwischenbilanz	111
An Mustern mitweben	113
Zukunftskunsthilfen	113
Glauben als ob und was wäre, wenn ...	117
Sünde und Schöpfung	126
Sozialgeschichtliche Auslegungsversuche	133
Pragmatisch, nüchtern, protestantisch	141
Landschaften wahrnehmen und gestalten	146
Sicherheit, Risiko und Vertrauen in der Klima-Corona-Krise	150
Randzonen und Zielräume	157

Caremutigung zu einer Neuen Kultur von Arbeit	167
New Work 2020: In-vitro-Fleisch	174
New Work 2027: Ein Tag im Kreuzundquer	179
Videocall mit Kübra Gümüsay	189
Poetisch sprechen an unbekanntem Orten	195
Ankommen	201
Danksagung	203
... an die Erstmitdenkerin	203
... an die Zweitmitdenker*innen	203
Literatur	207
Anmerkungen	215

## Kriterien für gelingende Erzählungen

Ich gehe einen Schritt weiter und frage: Gibt es überhaupt eine Große Erzählung für und in der Gegenwart, an der wir uns ausrichten und aufrichten können? Und wenn ja, wie setzt diese sich zusammen aus den vielen kleinen Geschichten, die erzählt werden? Ich möchte der Frage nachgehen, was die Kriterien von Erzählungen sind und welche Rolle der oder die Erzähler\*in darin spielt. Denn unbestritten, es gibt Geschichten und Erzählungen in unserer Welt, und sie sind wirkmächtig. Ich teile die Auffassung der Nachhaltigkeitswissenschaftlerin und Theologin Almut Beringer, die davon ausgeht, dass Menschen nicht aufgrund von Daten und Fakten handeln, sondern aufgrund von Narrativen.<sup>52</sup>

In der Gegenwart ist viel von Storytelling die Rede. Bücher, Aufsätze und Webartikel dazu sind Legion. Allen gemeinsam ist die Suche nach Regeln. Der Sprachwissenschaftler Wolfgang Kraus hat den Zusammenhang von Narrationen und Identitätsbildung untersucht, das scheint mir für meine Fragestellung hilfreich zu sein. Denn sein Fokus liegt darauf, wie ich mein *eigenes* Leben erzähle. Für ihn ist die Konstruktion von Narrationen keineswegs beliebig. Wenn wir verstanden werden wollen, können wir die Regeln für richtige Geschichten nicht brechen. Aus einer Vielzahl von Analysen hat er fünf Grundregeln herausgefiltert:<sup>53</sup>

- Es braucht einen sinnstiftenden Endpunkt, es muss klar sein, worauf der oder die Erzählende hinauswill.
- Die Einengung auf relevante Ereignisse ist sinnvoll, eine Erzählung ordnet sich von ihrem Ziel her.
- Die narrative Ordnung der Ereignisse ist zu beachten, also Konventionen wie der lückenlose Lebenslauf. Abweichungen können aber gezielt zur Irritation usw. eingesetzt werden.
- Erzählungen stellen Kausalverbindungen her. In der westlichen Kultur sind die erzählten Ereignisse kausal verbunden, eins folgt auf das andere.
- Geschichten benötigen Grenzzeichen. Es gibt Signale, die deutlich machen, wann eine Erzählung beginnt und wann sie endet.

Diese Regeln sind noch recht allgemein und formal, deutlich wird aber bereits, dass Erzählungen immer interessengeleitet sind, ob ich nun aus meinem eigenen Leben oder die Geschichte einer Familie, eines Unternehmens, eines Fußballspiels erzähle.

Aufschlussreich ist es daher, sich selbst beim Geschichtenerzählen zuzuhören. Denn jede und jeder von uns erzählt Geschichten, pausenlos, Tag für Tag. Ich erzähle, wie es im Büro war oder im Urlaub. Oder beim Elternabend. Wir sind das gewohnt. Interessant wird es aber, wenn ich überlege, welche Geschichten ich aus meinem Leben immer wieder erzähle. Und wann. Und wem. Und mit welchen kleinen, feinen Unterschieden. Will ich überzeugen, beeindrucken, mich rechtfertigen? Will ich Verbundenheit signalisieren oder mich abgrenzen?

Welche Geschichten erzähle ich z. B. meinen Kindern? Von der Zukunft, die auf uns zukommt, und den mit dieser Zukunft verbundenen Hoffnungen, die ich im Blick auf meine Kinder hege, wenn sie einmal groß sind? Welche Geschichten haben mir meine Eltern erzählt?

»Ihr sollt es einmal besser haben als wir« – so lautete eine der Geschichten, die ich als Kind oft gehört habe. Allerdings meinten meine Eltern das nicht im Sinne von mehr Wohlstand, denn finanziell ging es ihnen und uns schon ausgesprochen gut. Nein, für sie hieß das: Wir konnten in unserer Jugendzeit und als junge Erwachsene in der Nachkriegszeit nicht die Bildung erfahren, die wir uns gewünscht hätten. Ihr sollt es da einmal besser haben! Unausgesprochen stand die Erwartung an meinen Bruder und mich im Raum, dass wir studieren sollten. Egal was.

Während der Arbeit an diesem Buch habe ich mir selbst zugehört. Ich war überrascht, wie groß das Set von Motiven, Ereignissen, Lesefrüchten usw. ist, das ich immer wähle und einsetze. Auch wenn ich in diesem Buch eine ganze Reihe solcher Geschichten erzähle, so ist die Zahl noch viel größer, ich musste also auswählen. Wie bin ich vorgegangen? Ein Aspekt war, wesentliche Wendepunkte in meinem Leben zu beschreiben, ein anderer, Erkenntnisse nicht in wissenschaftlich-sachlicher Sprache zu beschreiben, sondern sie anschaulich in eine Geschichte zu verpacken. Unter anschaulich verstehe ich Bilder, aber vor allem Emotionen. Geschichten transportieren Emotionen, durch sie motivieren oder demotivieren die Bilder und die Motive, die beschrieben werden.

Dieser Gedanke führt mich zu einem weiteren Aspekt. Jede Geschichte erzählt zugleich eine Gegen-Geschichte, sie grenzt sich ab, setzt sich von anderen Werten und daraus folgenden Entscheidungen ab. Mit meiner Narration verfolge ich bestimmte Interessen, die anderen Interessen entgegenlaufen. Verbindend kann dies dennoch sein, wenn es, wie der Soziologe Manuel Rivera und die Politikwissenschaftlerin Patrizia Nanz schreiben, einfühlend und zugewandt geschieht:

»Realistische Geschichten über Nachhaltigkeit (müssen) auch Antagonisten haben und diese Antagonisten sind teils ›wir‹ selber, in unserer Komplizenschaft mit einer nicht-nachhaltigen Lebensweise, aber eben auch ganz bestimmte Gruppen und Akteure unter uns mehr als andere. Ihnen den strukturellen Platz als Anti-Helden (...) in einer Narration zuzuweisen, heißt ja nicht unbedingt, sie zu verteufeln. Auch ihnen bleibt ja Empathie und Verständnis vorbehalten.«<sup>54</sup>

Dies ist für Manuel Rivera und Patrizia Nanz auch deswegen bedeutsam, weil ohne Antagonisten nachhaltige Narrationen einer schöneren Zukunft schnell »umarmend-blutleer« bleiben, weil ihnen das Gegenüber fehlt. Ohne die entsprechende Empathie allerdings werden schnell Gräben aufgerissen.

Auch Harald Welzer hat zusammen mit Stefan Rammler Kriterien für narrative Zukunftsbilder benannt. Diese sollten

- narrativ und emotional anschlussfähig,
- hinreichend konkret und detailreich,
- konstruktiv und positiv und
- nicht unrealistisch sein.<sup>55</sup>

Aus solch einer offenen, einfühlbaren und zukunftsorientierten Haltung heraus können mithilfe der genannten Kriterien Geschichten gesucht und entworfen werden, die bislang Unverbundenes verbinden. Die Kriterien stellen einen Rahmen dar, in dem ich mich erzählend, entwerfend, schreibend und reflektierend bewegen kann.

## Fortschrittsglaube und fiktionale Erwartungen

Welche grundlegenden Annahmen, welche Glaubenssätze bilden die Werte für die Narrative und Narrationen ab, die in der heutigen Welt (noch) handlungsleitend sind? Dazu gibt es vielfältige Untersuchungen. Ich möchte zwei Aspekte beleuchten: den Glauben an den Fortschritt, der als Antreiber seit zweihundert Jahren tief in unserer Kultur verankert ist, und die fiktionalen Zukunftserwartungen, welche den heutigen Kapitalismus antreiben. Beide Beispiele werden aufzeigen, dass wirkmächtige Erzählungen letztlich auf Glaubensentscheidungen beruhen, und so werden zugleich zwei Brücken für die Beschreibung einer neuen Großen Erzählung sichtbar: Auch die Große Erzählung nimmt als Utopie den Rahmen eines Glaubenssystems an, weil Zielvorstellungen und Werte auf die Zukunft projiziert und Gegenwart von dort aus in den Blick genommen wird. Zum anderen wird der Dialog mit Religionssystemen und deren Traditionen möglich, die gemeinsame Basis ist die menschliche Grundkonstante, an etwas zu glauben, Vertrauen in etwas oder jemanden zu setzen, eine Grundvoraussetzung für motiviertes Handeln.

Der Glaube an den Fortschritt ist ein mächtigstes Narrativ, ein Glaubenssatz, der sich in den letzten zwei Jahrhunderten in Denken, Fühlen und Handeln der Menschen in der westlichen Kultur eingebraunt hat. Er war und ist Motor von Wohlstandsentwicklungen. Gegenwärtig allerdings verlieren Menschen zunehmend das Vertrauen in diesen Glauben. Wo die Folgen des Umgangs mit den natürlichen Ressourcen unseres Planeten immer offensichtlicher werden und uns buchstäblich näher rücken, kommt dieser Fortschrittsglaube in die Krise. Zugleich wird ein zweiter, eng mit dem ersten verbundener Glaubenssatz erkennbar: Der Glaube, dass dieser Planet genug Ressourcen für die mit dem Fortschritt verbundenen Entwicklungen bereithält, Ressourcen, die »nichts« kosten. Auch dieser Glaube gerät ins Wanken, hat sich vielleicht bereits verflüchtigt, aber da kein neuer Glaube existiert, ausgelöst von einer Utopie für die Zukunft, entfaltet in einer neuen Großen Erzählung, verharren viele Menschen in einer lähmenden Ungläubigkeit ...

Sarah Spiekermann hat das Narrativ des Fortschritts Glaubens in ihrem bereits erwähnten Buch »Digitale Ethik« beschrieben. Die Anfänge lassen

sich ihr zufolge bis ins Hochmittelalter zurückverfolgen. Bis dahin galt als Fortschritt, dass jeder Mensch im Lauf seines Lebens Entwicklungen durchmacht und darin fortschreitet. Er erkennt seine Talente und trachtet danach, mit ihnen den eigenen Platz in der Gemeinschaft zu finden, im Rahmen der Natur, des Kosmos, der Zeit, der Dinge und der Lebewesen um einen herum. Mensch und Natur werden nicht getrennt gesehen, sondern als verbunden. Fortschritt bedeutet die Erkenntnis und die Anerkennung dieser Verwobenheit.

Roger Bacon wurde zum Wegbereiter eines veränderten Fortschrittsverständnisses, das die Natur nicht mehr als Werteordnung verstehen will, in die das jeweils Neue harmonisch eingebettet wird. Jetzt wird die Natur zum Experimentierfeld, das es den Menschen erlauben wird, sich nach und nach aus der vorgegebenen Ordnung heraus zu entwickeln. Roger Bacon dachte schon im 13. Jahrhundert an die Verlängerung des menschlichen Lebens, an Flugapparate und selbstfahrende Fahrzeuge. Dieses neue Fortschrittsnarrativ ist durch drei Grundannahmen gekennzeichnet:

- Es sieht »Neues« als »gut« an.
- »Alt« dagegen gilt als »schlecht«.
- Dieses Denken hält die Welt für beherrschbar.

Dahinter offenbart sich ein Menschenbild, das den Menschen nicht nur als verbesserungsfähig, sondern als verbesserungsnotwendig ansieht, wie Sarah Spiekermann ironisch anmerkt:

»Viele (in den heutigen Wissenschaftseliten, M.J.) empfinden den Menschen mitsamt seinen natürlichen Anlagen als suboptimal, dumm und unglücklich. Sie glauben, man müsse ihn verbessern. (...) Sie haben keinen Respekt vor der Würde des Menschen, wie er ist mit all seinen liebenswerten Schwächen, Behinderungen und Einzigartigkeiten (...). In ihren Augen brauchen wir keine menschlichen Geliebten und Ratgeber mehr. Wir brauchen Sprachassistenten.«<sup>56</sup>

In die Ahnenreihe dieser Vordenker eines negativen Menschenbildes gehören für sie Thomas Hobbes, John Locke und Jean-Jacques Rousseau. Dieses Narrativ ist für sie heute sowohl auf der Seite der politischen Linken prägend, die nach dem starken Staat ruft, um »die sozial Schwachen« vor Ungerechtigkeit zu schützen, als auch auf der Seite der Konservativen,



die nach dem schlanken, aber an Law und Order orientierten Staat rufen, der im natürlichen Krieg aller gegen alle die Menschen in Schach hält, ganz im Sinne von Thomas Hobbes: Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf – homo homini lupus est. Am Ende dieser Denkweise steht aktuell die Idee des Transhumanismus von Ray Kurzweil und anderen, die den Menschen und seine natürliche Körperlichkeit für so überwindenswert erachten, dass sie davon träumen, all unsere Körperteile durch computerisierte Materialien zu ersetzen, oder, noch besser, das menschliche Gehirn zu scannen und mein Ich, meine Erinnerungen und Gedanken in einen Computer hochzuladen. Ewiges Leben, so lautet die Utopie, wird so möglich, unabhängig von meiner Körperlichkeit. Völlig ausgeblendet wird dabei die bereits beschriebene Tatsache, dass die digitalisierte Welt zwar in der Lage ist, viele Rechenoperationen schneller und oftmals auch effizienter und überraschender durchzuführen, aber zugleich alles und jedes auf 1 und 0 reduziert und so eine gesiebte und damit eine verkümmerte Realität bleibt. Sollte es möglich werden, den Inhalt eines Gehirns in einen wie auch immer gearteten Computer hochzuladen und sich damit von seinem Körper abzutrennen, ist keineswegs das Ziel des Fortschritts erreicht, auch wenn ich den Gedanken weiterspinne und dieses Gehirn in einen Roboter einbaue, der so aussieht wie ein Mensch, mit Armen, Beinen usw. Er ist kein Mensch, weil der Mensch sich nicht auf 0 und 1 reduzieren lässt. Für Sarah Spiekermann hat dieser auf die Spitze getriebene Fortschrittsglaube fatale Folgen, denen konsequent entgegengetreten werden muss:

»Viele Menschen glauben mangels besseren Wissens an ihre ›transhumanen‹, also jenseits des Menschlichen liegenden Visionen. Dieser gefährlichen Entwicklung können wir in demokratischen Ländern nur auf eine Weise begegnen: Wir müssen klarere, durchdachtere und menschenfreundlichere Alternativvisionen entwickeln, die wir ihrer gefährlichen Ideologie entgegenstellen können. Dann können sich Wirtschaft, Gesellschaft und Politik wenigstens entscheiden, welchen Weg sie einschlagen möchten. Es gibt nur eine Herausforderung dabei: Das Böse kommt oft so schillernd und schön im Gewand des Guten daher, während das Gute eher im Stillen die unsichtbaren Fäden eines zufriedenen Lebens webt.«<sup>57</sup>

Die Analyse zeigt, dass es sich bei dem Fortschrittsglauben keineswegs um eine der Natur innewohnende Systematik handelt. Fortschritt ist nicht

naturgegeben, sondern eine bestimmte Weise, die Welt, den Menschen und seine Werte zu sehen. Wenn er aber konstruiert ist, dann ist er auch veränderlich, das ist die hoffnungsfrohe Botschaft.

Neben die Dekonstruktion des Fortschrittsglaubens stelle ich nun die Analyse der Rolle der fiktionalen Erwartungen im heutigen Kapitalismus, die der Soziologe Jens Beckert vorgelegt hat.

Jens Beckert untersucht die seiner Ansicht nach nicht hinreichend berücksichtigte Rolle von Zukunftserwartungen im gegenwärtigen kapitalistischen System wirtschaftlichen Handelns. Die Theorie des rationalen Handelns versagt nicht, weil die Akteure nicht danach streben, ihren Nutzen zu maximieren, sondern weil diese Theorie schlicht die Konsequenzen von Ungewissheit nicht erfassen kann:

»Angesichts echter Ungewissheit dient eine Erwartung als Interpretationsrahmen, der eine Situation durch die Imagination von zukünftigen Zuständen der Welt und von Kausalbeziehungen anscheinend beherrschbar macht. (...) Der Begriff der ›fiktionalen Erwartung‹ bezieht sich auf die Bilder, die ein Akteur in seiner Vorstellung heraufbeschwört, wenn er über zukünftige Zustände der Welt nachdenkt.«<sup>8</sup>

Die wirtschaftlichen Akteure verhalten sich daher so, als ob sich die Zukunft so entwickeln würde, die Akteure glauben an die Zukunftsbilder, die in der konkreten Praxis die Form von Narrativen annehmen und als Geschichten erzählt werden. Jens Beckert zeichnet die sich im Verlauf der letzten Jahrhunderte wandelnden Vorstellungen von Zukunft nach, die in der Gegenwart mit einem Kontrollverlust in unseren modernen Gesellschaften einhergehen: Zukunft verwandelt sich mehr und mehr in einen Raum voller Hoffnungen und Bedrohungen, der Begriff des Risikos steht für diesen Prozess. Die Erwartungen der wirtschaftlichen Akteure sind dabei weniger rationale Voraussagen, sondern Wetten auf eine Zukunft, die noch völlig offen und damit ungewiss ist. Jens Beckert folgert, dass die Vorstellungen, wie die Zukunft aussehen wird, unter diesen Bedingungen viel mit literarischer Fiktion gemeinsam haben. Auch in der Ökonomie werden Annahmen ins Spiel gebracht, die über empirische Fakten hinausgehen. So wird eine eigene Realität erzeugt, in der Autor\*innen und Leser\*innen handeln, als ob die beschriebene Realität tatsächlich existierte. Beide, die literarische wie auch die ökonomische Fiktion, stützen sich auf

Erzählungen, in denen aus der Gegenwart heraus in einer kausalen Abfolge Zukunft entworfen wird, beide erschaffen eine eigene Welt. Die Methoden und Kriterien für Narrationen sind dabei die gleichen, aber ein zentraler Unterschied besteht: Die Leser\*innen eines Romans wissen von vornherein, dass sie einen Text mit fiktionalem Charakter in Händen halten. Im Gegensatz dazu haben die wirtschaftlichen Akteure ein hohes Interesse daran, den fiktionalen Charakter ihrer Erwartungen zu verbergen. Nur wenn das gelingt, fühlen sich die wirtschaftlichen Akteure sicher genug, um Entscheidungen zu treffen, deren Ergebnisse naturgemäß unvorhersehbar sind.

Nun könnte ich sagen, gut, dann gibt es eben einen munteren Wettstreit um die Frage, wer die überzeugendste Imagination einer Zukunft beschreibt. Leider ist das zu einfach gedacht, denn hier spielt der Faktor Macht eine zentrale Rolle:

»In der Wirtschaft haben jene Akteure Macht, die in der Lage sind, die Erwartungen anderer besonders wirksam zu beeinflussen. Das tun sie, indem sie die Situationen und die Imaginationen wahrscheinlicher oder wünschenswerter zukünftiger Gegenwarten definieren. Je mächtiger ein Akteur ist, desto besser kann er die Erwartungen anderer beeinflussen. (...) Mittels Beeinflussung der Erwartungen wird auf dem Markt Macht ausgeübt. Macht zu haben bedeutet: Meine Erwartungen zählen!«<sup>59</sup>

Gerade Wachstumsgeschichten nehmen daher schnell den Charakter von Prophezeiungen an, in die viel Geld für Marketing gesteckt wird, schließlich sollen sich die finanziellen Investitionen eines Tages auszahlen. Aber diese Mechanismen der fiktionalen Erwartungen bestimmen nicht nur die wirtschaftlichen Akteure, sondern auch die Konsument\*innen.

»Fiktionale Erwartungen an Konsumgüter kreisen um die von diesen heraufbeschworenen Bilder und um das Begehren, das durch die Vorstellung, sie zu besitzen, hervorgerufen wird. Diese Vorstellungen wiederum kreisen um die Bedeutung, die ein Käufer einem bestimmten Produkt zuschreibt. Mit anderen Worten: Konsummärkte sind Märkte, auf denen Bedeutungen gehandelt werden.«<sup>60</sup>

Als Konsument\*in beschäftige ich mich in meiner Erwartung mit dem möglichen Produkt, als ob ich das Produkt bereits besäße und teste in meiner Imagination, ob das Produkt die gewünschte Befriedigung erzielen

wird. Der Moment der Enttäuschung ist bekannt, wenn ich ein Produkt dann tatsächlich gekauft habe, denn der Wert eines Produkts ist in der Vorstellung meist höher als in der realen Erfahrung. Vielfach beschrieben ist ebenso, dass viele Güter wegen ihrer symbolischen Bedeutung begehrt werden, sie verleihen Identität und signalisieren, dass ich zu einer sozialen Gruppe gehöre. Es macht eben einen Unterschied, ob ich ein iPhone oder ein Shiftphone besitze, und oft erzähle ich eine Geschichte dazu, die den Wert des Gegenstands mit meinen Wertevorstellungen verknüpft oder eine Selbstrechtfertigung darstellt, wenn mich die Ahnung beschleicht, dass das vielleicht doch keine so gute Entscheidung war.

Geschickt spielt hier das auf permanentes Wachstum ausgelegte System mit den von Sarah Spiekermann beschriebenen Fortschritts Glaubenssätzen, das Neue ist immer gut, das Alte immer schlechter. Damit wird zugleich suggeriert: Gestern war mein Leben noch schlechter, nun aber, mit dem neuen Gerät ist es besser geworden. Sein Kauf entwertet buchstäblich, in Geld betrachtet, das vorherige Modell und zugleich mein altes Leben. Ohne diesen permanenten Wandel wäre das auf Wachstum angelegte Konsumsystem nicht möglich.

Wenn ich in diesem Abschnitt der Frage nachgehe, wie die Geschichten des Kapitalismus aussehen, die heute mehr und mehr zu einer Gegen-Geschichte einer sich entwickelnden Großen Erzählung der Nachhaltigkeit werden, dann gilt es, die Sprengkraft dieses Vorhabens im Blick zu halten, denn:

»Gelänge es, die symbolischen Bedeutungen von Konsumgütern zu entmystifizieren, so würde tatsächlich das Wachstum des Kapitalismus untergraben, denn die Entmystifizierung untergräbt die Motivation, Produkte zu kaufen, deren Wert hauptsächlich auf Imaginationen beruht.«<sup>61</sup>

Das macht schlagartig deutlich, warum alle Versuche, einen anderen Lebens- und Wirtschaftsstil zu etablieren, mit aller Macht und vielen Mitteln bekämpft werden. Dahinter steht die blanke Angst vor dem Absturz. Das wird in der Corona-Zeit mehr als deutlich, an Fluglinien, Tourismus, Einzelhandel. Letzterer beklagt, dass ihm der »Erlebniskauf« verloren ging, der sagenhafte fünfzig Prozent des Umsatzes in bestimmten Innenstadtlagen ausmacht. Daher ist eine Symbol-Figur wie Greta Thunberg so gefährlich für das System, daher wird sie bekämpft, lächerlich gemacht – und

zugleich hofiert. Ist das der Versuch der Umarmung, oder ist es das Empfinden auch von Wirtschaftsakteur\*innen, dass das von ihnen gestützte System ans Ende kommt, eine endlose Verlängerung des »Wirtschaftswachstumswahnsinns« (Frithjof Bergmann) auch ihnen vielfach als kaum noch praktikabel erscheint? Hinweise darauf gibt es. Anders gefragt: Wie imaginieren Unternehmer\*innen selbst in Hinterzimmern und Think-Tanks außerhalb der medialen Öffentlichkeit die Zukunft des kapitalistischen Systems? Welche Erwartungshorizonte, welche optimistischen oder pessimistischen Utopien bewegen sie? Und gibt es die Chance, hier zu echten Dialogen zu kommen, und wenn ja, wo? Jens Beckert hat doch recht, wenn er postuliert:

»Theorien büßen ihre Glaubwürdigkeit ein, wenn sie keine überzeugenden Bilder einer erstrebenswerten Zukunft mehr heraufbeschwören.«<sup>62</sup>

Ich frage mich: Geschieht das gerade in der Corona-Krise? Einfach so weitermachen wird zunehmend schal und klingt wenig überzeugend. Wohin geht der Weg? Es braucht eine Utopie, einen Zielraum, vor allem ein sinnstiftendes, anschauliches, überzeugendes Leitbild. Für eine neue Große Erzählung der Nachhaltigkeit und Transformation, die zugleich eine Brücke schlägt zu der von mir angedachten Spiritualität einer verletzlichen Schöpfung.

## Lebendiger Organismus als Leitbild

Zeit, einen Augenblick innezuhalten. Ich bin von der Haltung des Dialogs und dem zuhörenden, erkundenden Sprechen ausgegangen, habe beschrieben, warum es wichtig und richtig ist, immer wieder genau hinzuschauen. Ich habe die Stichworte verletzliche Identität, verletzliche Welt beschrieben und habe als geistliche Leitidee die Spiritualität einer verletzlichen Schöpfung angedeutet. Für all das braucht es eine entsprechende Sprache, eine Sprache, in der ich zugleich werde. Ich habe gefragt, wie sich Gewohnheiten und Kulturen ändern können, um nicht im luftleeren Raum vor mich hinzuträumen und zu erzählen. Ich habe nach Sinn und Gemeinsinn in Arbeitswelt und Ökonomie gefragt, weil sich das Neue schon im Alten zeigt. Veränderungen geschehen über Erzählungen, ich habe Kriterien für

Geschichten beschrieben und mich zuletzt eine Weile bei den Gegengeschichten, Gegenbildern und Antagonisten einer erhofften, erwünschten, angestrebten neuen Großen Erzählung aufgehalten und habe den ihnen innewohnenden Glaubenssätzen nachgespürt. Nun stellen sich mir noch zwei Fragen, deren Fäden in diesem Kapitel noch zu Garn zu spinnen sind:

- Wie könnte ein Leitbild aussehen, das als Rahmen für entsprechende Vorerinnerungen an die Zukunft dienen kann? Gibt es eine Art Framing für dieses Leitbild?
- Und welche Fäden aus meiner evangelischen Tradition lassen sich im Blick auf Glauben und Spiritualität aufnehmen?

Als Leitbild kann von meiner Wahrnehmung her die Vorstellung dienen, dass die Welt ein lebendiger Organismus ist und ich ein Teil desselben bin. Dieses Bild blitzte hier und da schon auf, zuletzt bei Silja Graupe. Ich habe es vor einigen Jahren bei dem ehemaligen Unternehmensberater und McKinsey-Partner Frédéric Laloux kennengelernt, in seinem Klassiker »Reinventing Organizations«. Er beschreibt dort fünf Stufen der Entwicklungen von Organisationen im Lauf der Menschheitsgeschichte, die bis heute nebeneinander existieren: die tribale impulsive Organisation (Leitbild: Wolfsrudel), die traditionelle konformistische Organisation (Armee), die moderne leistungsorientierte Organisation (Maschine), die postmoderne pluralistische Organisation (Familie) und schließlich als jüngste Form die integrale evolutionäre Organisation mit dem Leitbild des lebendigen Organismus.

In seinem Buch untersucht Frédéric Laloux Unternehmen, welche ihre innere Organisation integral evolutionär denken und somit anders strukturieren als auf den Stufen zuvor. Er findet sie z. B. bei Butzorg in den Niederlanden, in der Evangelischen Schule in Berlin. Auch wenn diese Unternehmen bzw. Organisationen in sehr unterschiedlichen Branchen tätig und über den Erdball verstreut zu finden sind, ist ihnen eine bestimmte Sicht auf die Welt zu eigen, die sich in ihren jeweiligen Vorstellungen von Arbeit, Wirtschaft, deren Sinnhaftigkeit und innerer Organisation spiegeln: Sie haben alle als Leitbild einen lebendigen Organismus vor Augen.

Ich gehe nicht genauer auf Frédéric Laloux ein, obwohl sein Blick sich vornehmlich auf die Arbeitswelt richtet. Mich interessiert der größere Horizont, in dem die Ökonomie nur einen Teilaspekt einnimmt und eingeordnet wird in das Leitbild eines lebendigen Organismus. Die Permakultur hat diesen weiten Blick, sie spricht ebenfalls von der Welt als einem lebendigen Organismus, nimmt ihren Ausgangspunkt aber bei der »Natur« und versucht zugleich soziales Leben unter der Frage einer nachhaltigen Gestaltung unseres menschlichen Lebens im Gleichklang mit unserer Um- oder Mitwelt in den Blick zu nehmen. Diese Perspektive ermöglicht es auch, eine Brücke zur Religion, zur Spiritualität zu schlagen.

Permakultur kam als Konzept für mich über meine Kollegin Ricarda Rabe, Pastorin für Kirche und Landwirtschaft, in den Blick, die im Spätsommer 2019 in Italien an einem Permakultur-Design-Workshop teilnahm. Nach ihrer Rückkehr berichtete sie begeistert in einer unserer Dienstbesprechungen von ihrer Reise. Besonders hellhörig wurde ich, als sie erzählte, dass die Permakultur sowohl die natürliche Mit- und Umwelt als auch unsere soziale Welt unter dem Leitbild eines lebendigen Organismus betrachtet. Das klang doch genau so, wie ich es bei Frédéric Laloux gelesen hatte. Wenn so unterschiedliche Ansätze wie Reinventing Organizations und Permakultur die gleiche Beobachtung machen, gibt dieses Leitbild eventuell eine Richtung vor? Auf Empfehlung von Ricarda las ich »Permakultur« von David Holmgren und fand meine These bestätigt.

Das Buch ist eine Art Magna Charta der Permakultur. David Holmgren schreibt erfreulich pragmatisch und unideologisch, und es klingt immer mal wieder durch, dass das in der Szene nicht von allen gutgeheißen wird. Das Buch orientiert sich in seinen Beispielen an »natürlichen« Zusammenhängen in Landwirtschaft, Gartenbau und Landschaftsbau, es wird aber immer auch die Verbindung zu sozialen Organisationen gezogen. Folgende, etwas längere Passage beschreibt das Leitbild des lebendigen Organismus im Rahmen der Permakultur:

»Angesichts des Umstandes, dass sich Ökosysteme als Reaktion auf menschliche und andere Einflüsse mit erstaunlicher Geschwindigkeit anpassen können, setzen wir auf die Hoffnung, dass die Selbstorganisationskraft der Naturverstärkung verstärkt und gefördert werden kann, um binnen weniger Generationen funktionale menschliche Ökosysteme vorzu-

bringen. (...) Wenn es uns gelingt, in der Planung, Entwicklung und der Verwaltung offenere, flexiblere und interaktivere Prozesse zu entwickeln, werden wir besser dazu in der Lage sein, die Vorteile der ungezähmten Natur und der menschlichen Komplexität zu erkennen. Uns selbst und unsere Handlungen als Teil der Natur zu begreifen, ist eine kulturelle Transformation, die bereits eingesetzt hat, aber noch nicht abgeschlossen ist. (...) Die Transformation setzt erst dann ein, wenn wir uns selbst nicht mehr getrennt von der Natur betrachten. (...) Die wahre Achilles-Ferse des modernen Denkens rührt von den durch die Aufklärung besiegelten Trennungen zwischen Mensch und Natur, Geist und Körper, Gut und Böse, die uns für ein ganzheitliches integriertes Verständnis der Natur blind werden lassen. Die Wissenschaft der Ökologie erbrachte eindeutige Belege dafür, dass alles miteinander verbunden ist.«<sup>63</sup>

Es geht also nicht darum, das Individuum in den Mittelpunkt zu stellen und auch nicht die einzelne Art zu betrachten, sondern die Beziehungen. Selbsterhaltende und selbstregulierende Systeme bezeichnet er als den »Heiligen Gral« der Permakultur, eine Utopie, die angestrebt und doch nie vollständig erreicht werden kann. Die Aufgabe der Permakultur beschreibt er mit dem einprägsamen Bild des Puzzles: Es gilt, viele verstreut liegende Teile aufzusammeln und neu zusammenzusetzen, dazu wird eine gute Beobachtungsfähigkeit benötigt.

Auch bei der Permakultur ist also die Beobachtung, das genaue Hinschauen Ausgangspunkt und wesentliches Element. Diejenigen, die sich dieser Aufgabe widmen möchten, müssen das Hinschauen oder auch das Hinhören, das Hinspüren erst wieder lernen, weil Menschen in der westlichen Kultur sich dies weitgehend abtrainiert haben, für manch eine, einen steht gar eine Art von Alphabetisierung an:

»In einer Welt, in der wir in einer Fülle sekundärer (vermittelter) Beobachtung und Interpretationen schier zu ertrinken drohen, ist die Erneuerung und Erweiterung unserer Beobachtungsgabe (in all ihren Formen) mindestens ebenso wichtig wie das Filtern und Deuten jener Flut an Informationen aus zweiter Hand. Geschulte Beobachtungsgabe und bewusste Interaktion bringen viel eher kreative Lösungen hervor als weitere Feldzüge in neue Spezialgebiete durch die Heerscharen aus Wissenschaft und Technik.«<sup>64</sup>



Das braucht seine Zeit. Natürliche Muster zeigen sich nicht sofort und schnell. Das ist ein Problem für heutige Menschen, die gelernt haben, schnell zu reagieren und sich anzupassen. Allerdings machen sie dabei häufig Fehler und verschwenden die zur Verfügung stehenden Potenziale zu schnell oder an den falschen Stellen:

»Herauszufinden, wo wir unsere begrenzten Ressourcen und Kräfte am effektivsten einsetzen können, um die größtmögliche Wirkung zu erzielen, ist wichtiger, als hektisch alles richtig machen zu wollen. Menschliche Motivation und Energie sind wunderbare Ressourcen, aber übermäßiges Eingreifen in natürliche Systeme sind ein Fehler, dem wir wieder und wieder zu verfallen scheinen. Masanobu Fukuokas elegant formuliertes Prinzip der ›Nichts-tun-Landwirtschaft‹ (...) legt nahe, dass es immer eine gute Strategie ist, erst zu beobachten und gründlich nachzudenken, bevor wir irgendetwas verändern, ganz besonders gilt dies für Systeme, mit denen wir zum ersten Mal zu tun haben.«<sup>65</sup>

Worte, die in der aktuellen Corona-Pandemie schon fast prophetisch klingen, wo viele nach schnellen Lösungen schreien, weil sie es kaum aushalten, nichts zu tun. Es fällt extrem schwer, einige Wochen oder gar Monate mit der Ungewissheit zu leben, dass noch nicht absehbar ist, wohin die Reise geht. Oder gehen könnte. Dabei besteht die Chance für David Holmgren genau darin, dass uns die Erfahrung relativer Machtlosigkeit anregt, grundlegend über das System nachzudenken. Gedanken, die kompatibel scheinen mit der Unterscheidung von spontanem und sinnstiftendem Erkennen.

David Holmgren benennt drei ethische Maximen und, darauf aufbauend, zwölf Prinzipien, die sich im Lauf der Entwicklung der Permakultur herausgeschält haben. Die drei Maximen lauten:

- Sei achtsam mit der Erde – earth care
- Sei achtsam mit den Menschen – people care
- Begrenze Konsum und Wachstum, verteile Überschüsse gerecht – fair share<sup>66</sup>

Die Prinzipien lauten:

- Beobachte und interagiere
- Fange Energie ein und bewahre sie

- Erziele eine Ernte
- Lass die Natur regulieren und lerne aus dem Feedback
- Nutze und schätze erneuerbare Ressourcen und Leistungen
- Erzeuge keinen Abfall
- Gestalte zuerst Muster und dann die Details
- Integriere mehr, als du trennst
- Nutze kleine und langsame Lösungen
- Nutze und schätze die Vielfalt
- Nutze Randzonen und schätze das Marginale
- Nutze Veränderung und reagiere kreativ darauf

Hinter diesen aus dem Leitbild des lebendigen Organismus heraus entwickelten Maximen und Prinzipien steht die These, dass Ökosysteme das Überleben und die Gesundheit ihrer Arten gewährleisten, indem sie eine Umwelt aufrechterhalten, die als Ganze lebensfördernd und nährend ist. Oder, als offene, zielorientierte Frage formuliert: Es gilt beständig zu fragen, ob eine Ressource nach einem Eingriff in einem besseren Zustand als zuvor ist.

David Holmgren betont, dass Systeme grundsätzlich so gestaltet sein sollten, dass sie ihre Funktionen auf der kleinstmöglichen für die jeweilige Funktion praktikablen und energieeffizienten Ebene erfüllen können. Menschliches Augenmaß sollte dabei der Maßstab für eine humane, demokratische und nachhaltige Gesellschaft sein. Daraus folgt, dass wir überall dort, wo es möglich ist, die Dienste lokaler Unternehmen in Anspruch nehmen oder uns in ökologischen Fragen zuallererst vor Ort engagieren.

Die drei Maximen sind weder überraschend noch neu, die zwölf Prinzipien finde ich allerdings auch schon in der knappen Übersicht prägnant und einprägsam. Ich ahne intuitiv, was gemeint ist, gemeint sein könnte. Sie sind zudem eine Mischung aus einem »Von-oben-nach-unten« einerseits und einem »Von-unten-nach-oben« andererseits. In der Kombination ergibt sich ein Wahrnehmungsrahmen. Ich halte die Prinzipien für geeignet, das Narrativ, das sich in den Maximen noch eher allgemein ausspricht, zu konkretisieren, ohne ideologisch zu werden. Der Wahrnehmungsrahmen könnte so aussehen:

- Das Bild des lebendigen Organismus stellt das Leitmotiv dar,
- dieses Leitmotiv entfaltet sich in den drei ethischen Maximen,
- und die Maximen lassen sich durch die zwölf Prinzipien veranschaulichen und konkretisieren.

So kann die Permakultur als Framing für eine neue Große Erzählung dienen und Hinweise für konkrete einzelne Geschichten und Erzählungen geben, die Handlungen anregen und ermöglichen.

David Holmgren benennt auch verschiedene Aspekte der Gegengeschichte, die heute noch den Mainstream prägen. Ein Problem heutiger Vorgehensweisen sieht er in der Verkürzung der Fragestellungen und der Einschränkung der Blickwinkel. Die Konzentration auf jeweils kleine Ausschnitte komplexer Zusammenhänge führt zu »weißen Elefanten«, die entweder groß und beeindruckend sind, aber nicht funktionieren oder so riesig sind, dass sie nahezu alle Ressourcen verschlingen und gleichzeitig in der Gefahr stehen, außer Kontrolle zu geraten. Komplexe funktionierende Systeme entwickeln sich dagegen in aller Regel aus einfachen funktionierenden Systemen heraus, daher ist es für ihn wichtiger, geeignete Strukturen für die Gestaltung zu finden, als alle Details der Systemelemente zu verstehen.

Eng damit verbunden ist für David Holmgren ein alles nivellierender und auslöschender Imperialismus, der insbesondere die Erfahrungen indigener Völker vernichtet hat:

»Elemente der lokalen Vorherrschaft einer Ethnie und Kultur über eine andere sind nach wie vor ein wesentlicher Bestandteil von Politik und Gesellschaft. Das verschleiert häufig den Umstand, dass die Version der Moderne, die über Medien und Firmen verbreitet wird, der größte kulturelle Imperialismus ist, den die Welt je gesehen hat. (...) Der moderne globalisierte Kapitalismus verschlingt – befeuert durch fossile Brennstoffe – menschlich-kulturelle, landwirtschaftliche und natürliche Vielfalt und ersetzt diese auf allen Ebenen durch eine globale Monokultur. Bei Menschen in aller Welt weckt der Verlust lokaler Kulturen und regionaler Bedeutung angesichts der Globalisierung Angst, Wut und andere widersprüchliche Emotionen.«<sup>67</sup>

Eine neue Große Erzählung muss diese imperialistische Gegengeschichte benennen, mit Empathie und Verständnis, schon allein deswegen, weil unsere Generationen Teil dieser Gegengeschichte sind, die zumindest mich und meine Kohorte nachhaltig von Kindheitstagen an geprägt hat. Der »Gegner« sitzt also in mir selbst, ich erzähle eine neue Geschichte also zuallererst auch mir selbst und gegen mich.

Eine zentrale Rolle spielt bei David Holmgren die Stadt, und hier lösen manche Passagen Unbehagen bei mir aus. Manchmal habe ich den Eindruck, die moderne Stadt ist für ihn eine Art unbewusstes Anti-Leitbild. Er lässt kaum ein gutes Haar an ihr, bis auf wenige Hinweise, in denen er positive Beispiele benennt, in denen Permakulturprinzipien berücksichtigt wurden. Als überzeugter Städter klingt mir das an vielen Stellen zu einfach. Keine Frage, moderne Urbanität ist eine riesige Ansammlung unglaublicher Probleme, in ihnen spiegeln sich die Entwicklungen der Moderne wie in einem Brennglas. Und ganz sicher ist »die Stadt« eine Art Sehnsuchtsort, der viele Menschen anzieht, die sich hier Dinge erhoffen, die unrealistisch sind. Ich vermisse aber eine Auseinandersetzung mit den Gründen, die zur Entwicklung von Städten geführt haben, und mit der positiven Rolle, die Städte im Rahmen der Menschheitsgeschichte gespielt haben. Dieses Unbehagen lässt mich nach anderen Konzepten der Permakultur Ausschau halten, möglichst auch aktuelleren Ansätzen, sodass die Klimakrise bereits mit im Blick ist, die bei David Holmgren nicht im Vordergrund steht. So stoße ich auf den amerikanischen Kulturphilosophen Charles Eisenstein.

In seinem 2019 auf Deutsch erschienenen Buch »Klima. Eine neue Perspektive« nimmt Charles Eisenstein an vielen Stellen Grundgedanken der Permakultur auf. Regenerative Landwirtschaft, Waldgartenlandwirtschaft, die Rolle von Wasser und Energie werden besprochen, lokal wird gegenüber global ins Zentrum der Betrachtung gestellt – all das klingt über weite Strecken wie bei David Holmgren. Für mich sind zum einen die Abschnitte interessant, in denen diese Prinzipien fokussiert aus der Klimaperspektive betrachtet werden, zum anderen seine Haltung zu und Wertschätzung von Spiritualität, die Dialogmöglichkeiten mit Religionen eröffnen.

Für Charles Eisenstein beginnt das Narrativ von der Zerstörung der Ökosysteme bereits vor 5000 Jahren, er nennt es die »Geschichte der Separation«: Natur wird seither als etwas vom Menschen Getrenntes wahr-

genommen. Sie wird als komplizierte Maschine betrachtet, mit der ein instrumentell-utilitaristischer Umgang gepflegt wird, der danach fragt, was die Natur mir oder uns nützt. Die Vorstellung von Mensch und Natur als Maschine führt zu einem linearen Denken, das versucht, Ursachen und Wirkungen zu erfassen und entsprechend zu reagieren. Erst in den letzten zweihundert Jahren hat dieses Denkmodell unübersehbare Folgen in globalen Zusammenhängen hervorgebracht.

Wir befinden uns nach Charles Eisenstein im Krieg, mit der Natur, mit uns selbst. Das Problem dieser linearen Denkweise liegt darin, dass unser Verstand so gepolt nach Ursachen sucht, um Schuldige zu finden und die Sachen dann in Ordnung bringen zu können. Allerdings verkennt dieses reduktionistische Modell, dass es in komplexen Systemen oft unmöglich ist, eine einzige Ursache zu finden.

Das heutige Modell beruht für Charles Eisenstein weitgehend auf quantitativem Denken, es versucht an vielen Stellen, die Welt vollständig in Zahlen beschreiben zu wollen. Hier ist die Parallele zu Sarah Spiekermanns Bild von der gesiebten Realität offensichtlich, Ähnliches gilt für die These von Silja Graupe, heutige Wissenschaft sei durch Mathematisierung geprägt. Der Versuch einer Durchökonomisierung aller Lebensbereiche zieht in der Gegenwart fatale Folgen nach sich. Wir sehen und erleben zwar mehr und mehr die Folgen der Klimakrise und damit des zerstörerischen Denkens der Separation, aber wir reagieren mit verinnerlichten Gewohnheitsmustern. Mit ihnen suchen wir den Klimawandel mit uns vertrauten Methoden und Denkweisen zu beseitigen, weil wir glauben, damit die Grundlagen der Gesellschaft, wie wir sie kennen, aufrechterhalten zu können. Doch so verschärfen viele Reaktionen eher die Situation, die sie zu verbessern suchen, schlimmstenfalls erreichen sie sogar das Gegenteil. Die uns prägenden mentalen Infrastrukturen führen vielleicht dazu, dass wir ahnen und auch sagen, dass wir die Folgen der Klimakrise sehen und darauf reagieren müssen, aber hat Charles Eisenstein nicht recht, wenn er zugespitzt und provokativ schreibt:

»Ein Großteil der Bevölkerung ist der Meinung, dass der Klimawandel eine ernsthafte Bedrohung für unsere Zivilisation darstellt, aber glauben sie das wirklich? (...) Die Skeptiker stehen zu ihrem Unglauben und tun das auch öffentlich kund. Der angeblich Glaubende denkt, dass er glaubt,

tatsächlich aber glaubt er nicht. Hand aufs Herz: Glauben Sie es wirklich?«<sup>68</sup>

Charles Eisenstein spielt hier bewusst oder unbewusst mit verschiedenen Bedeutungen von Glauben: einmal von Glauben als ungewisser Vermutung, dann von Glauben als Für-wahr-Halten eines Sachverhaltes und schließlich mit dem Verständnis, dass Glauben eine umfassende, mich bestimmende Weltansicht beinhaltet, die mein Denken und Handeln in Gegenwart und im Blick auf die Zukunft bestimmt. Letzteres führt zu der Frage, welches Welt-, Umwelt- und Menschenbild ich in mir trage und verinnerlicht habe. Weiter wird die Frage aufgeworfen, welcher neue Bezugsrahmen in unserer Situation angemessen ist, in einer Situation, in dem das alte Bild mehr und mehr Risse zeigt und auseinanderfällt – mit fatalen Folgen für meine Psyche, weil ich das Gefühl habe, alles zu verlieren, alles an Orientierung rinnt mir durch die Finger, ich falle ins Leere ...

Das neue Narrativ, der neue Bezugsrahmen, der heute und zukünftig tragen kann, lautet auch für Charles Eisenstein: Die Erde ist ein lebendiger Organismus. Daraus folgt, dass alle Wesen, auch die nichtlebenden, als lebendige fühlende Subjekte betrachtet und respektiert werden müssen. Das ist im Kern eine spirituelle Entscheidung, die mit dem heutigen Bild von Natur nicht übereinstimmt. Sie hat zum Ziel, pädagogisch die Kluft zwischen unbelebten und belebten Dingen zu überwinden. Denn jede Verletzung der Integrität unseres Planeten fügt unvermeidlich auch uns Menschen Schaden zu. Unser psychisches, soziales und politisches Klima ist eng mit dem atmosphärischen Klima verbunden. Die Bestimmung des Menschen in diesem lebendigen Organismus liegt für ihn darin, mit seinen Fähigkeiten zur Schönheit, Lebendigkeit und Entwicklung der Erde beizutragen. Dieses Konzept nennt Charles Eisenstein »Interbeing«.

Interbeing meint: Ein ganzer Mensch ist jemand, der von einem Netz enger Beziehungen gehalten wird. Beschneide ich diese Beziehungen, amputiere ich einen Teil von mir. Um die Ganzheit wiederherzustellen, müssen diese verlorenen Beziehungen wiederhergestellt werden. Es geht darum, mit der Mitwelt Natur als Teilnehmer\*in zu interagieren und ihr nicht als Beobachter\*in gegenüberzustehen.

Interbeing zielt aber nicht nur darauf, eine andere Sicht auf die Welt zu vermitteln, sie zielt auf Veränderung, auf Handlungsfähigkeit und Selbst-

wirksamkeit, hier setzt auch Charles Eisenstein auf lokale Ökosysteme. Dort befassen sich Menschen mit konkreten Missständen, dort können sie konkrete Ergebnisse anstreben und erreichen, die alten Mechanismen, die mentalen Infrastrukturen von Leugnung und Lähmung werden so aufgehoben und allmählich durch neue Gewohnheiten ersetzt.

All das ist nicht wirklich neu. Für mein Vorhaben, eine Spiritualität einer verletzlichen Schöpfung zu entwickeln und dafür sowohl Sprache als auch Formate zu finden, finde ich bei Charles Eisenstein allerdings wertvolle Impulse. In der christlichen Tradition finden sich Begriffe wie Umkehr, Reue und Klage, Sünde. Sie sind neu zur Sprache zu bringen, denn sie sind abgegriffen und weitgehend inhaltsleer, lösen außer in der Filterblase der kirchlichen Kerngemeinden keine oder kaum noch Wirkung aus, und wenn doch, dann zumeist nur im Bereich der individuellen Frömmigkeit, der eigenen Fehlerhaftigkeit. Menschen *fühlen* bei diesen Begriffen kaum noch etwas, und das ist ein schwerer Schaden für Spiritualität. Das ist nicht nur ein Versagen der Kirchen, sondern wurzelt in einem tiefen Verlust unserer Zeit, etwas fühlen zu können im Blick auf die Natur, weil wir durch die Geschichte der Separation von ihr getrennt sind. Charles Eisenstein setzt genau hier an, beim Fühlen, ohne dabei religiös zu argumentieren:

»Die Vorstellung, dass unser Planet lebt (...) veranlasst uns, mehr zu fühlen, uns mehr zu kümmern und mehr zu tun. Wir können uns nicht länger vor unserem Schmerz und unserer Liebe hinter einer Ideologie verstecken, die aus der Welt einfach einen Haufen Zeug macht, den wir für unsere Zwecke instrumentalisieren. (...) Es wird wehtun, wenn wir wieder fühlen lernen, wartet doch so viel Schmerz draußen auf uns. Den äußeren Schmerz in der Welt haben wir ausgeblendet und den inneren in uns selbst unterdrückt.«<sup>69</sup>

Diese Gedanken machen etwas mit mir als Christ. Ich erkenne die Leerstelle, meine Sprachlosigkeit und frage mich: Wie finde ich Wege, Trauer und Klage so zur Sprache zu bringen, dass daraus Reue und Umkehr erwachsen? Es beginnt sicher mit dem Mitgefühl, dem Mitgefühl mit Menschen sowieso, aber auch mit Tieren und Pflanzen, Aber was ist mit der unbelebten Natur? Mitgefühl mit einem Berg, einem Landstrich, einem Fluss, dem Meer? Ist es wirklich so undenkbar, hier einfach einmal davon

auszugehen, dass diese Dinge fühlende Wesen sind? Ob sie es sind oder nicht, allein mit diesem Blick verändert sich mein Verhältnis zu ihnen. Und so fern ist das nicht, ich denke an die Bilder vom Hambacher Forst, von den riesigen Wunden, die der Braunkohletagebau in die Landschaft schlägt. Ähnliches gilt bei ölverschmutzten Stränden, Bildern von unendlich sich dahinziehenden Müllkippen. Ich fühle etwas dabei, und es sind Gefühle von Trauer. Macht es Sinn, als Kirche hier über Trauergottesdienste und Klagerituale nachzudenken?

Charles Eisenstein setzt sich ein für eine Geschichte von Fürsorge, Schönheit und Liebe. Dazu ist es notwendig und sinnvoll, hinzuschauen und auch unvernünftige, verrückte Fragen zu stellen:

»Der westlich-zivilisierte Verstand kann die Idee einer intelligenten Natur nicht so einfach begreifen, er versucht sie zu vermenschlichen oder zu vergöttern – wieder Eroberungsversuche. Der Natur (...) Handlungskompetenz und Subjektivität zuzuerkennen heißt nicht, ihr menschliche Subjektivität und menschliche Handlungskompetenz zuzuerkennen und sie damit zu Bilderbuchversionen unserer selbst zu machen. Es gilt zu fragen: ›Was will das Land?‹, ›Was will der Fluss?‹, ›Was will der Planet?‹ – Fragen, die aus der Perspektive von Natur-als-Ding verrückt erscheinen.«<sup>70</sup>

Charles Eisenstein lockt mich hier auf den Weg der Poesie. Von solchen Verführungsversuchen gibt es gegen Ende seines Buches einige, hier wird er ausdrücklich spirituell:

»Das, was unsere Gebete hört, hat es satt, Gebete zu hören, die nicht ernst gemeint sind. Oft wünschen wir uns in unserer Kultur bestimmte Dinge und verhalten uns aber in direktem Widerspruch zu diesem Wunsch. Und so wundert sich *das Zuhörende*: ›Meinst du es wirklich so?‹«<sup>71</sup>

Oder:

»Wir können nicht sicher sein, dass unsere Gebete in der Form beantwortet werden, die wir erwarten. Wir können aber darauf vertrauen, dass unsere Gebete immerhin gehört werden. Wir sind nicht allein. Etwas beobachtet. Etwas lauscht. Nun werden meine christlichen Freunde vielleicht sagen: ›Ja, das Etwas, von dem du redest, ist Gott.‹ Ich stimme ihnen weitgehend zu, außer dass sie Gott als ein immaterielles Wesen begreifen, einen Geist, der die Materie dirigiert (...). Ich würde sagen, dieses ›Etwas‹, das lauscht, ist alles: Erde, Himmel, Wasser, Luft, Feld, Bäume, Tiere,



Pflanzen ... gemeinsam mit Wesen, die wir nicht sehen und die keine Namen haben (...). Materie fühlt, beobachtet und lauscht; Gott, könnte man sagen, ist in allen Dingen, und nichts ist nicht Gott.«<sup>72</sup>

Etwas beobachtet. Etwas lauscht. Spricht »etwas« auch? Ich teile nicht die Auffassung von Charles Eisenstein, dass Gott in allen Dingen »ist«, denn so wird er Teil dessen, was der christliche Glaube als Schöpfung bezeichnet, und die Theologie hat immer betont, dass Gott als der Schöpfer seiner Schöpfung »gegenübersteht«, aber in ihr wirkt. Damit stehe ich vor der Herausforderung, diese Formulierungen im Kontext meiner eigenen christlichen Tradition und meiner Profession als evangelischer Theologe wahrzunehmen und zu reflektieren.

## Im Gespräch mit evangelischen Positionen

Im Silvestergottesdienst 2019 aus dem Amazonas-Panorama von Yadegar Asisi in Hannover stellt eine »Fridays for Future«-Aktivistin dem evangelischen Landesbischof Ralf Meister und dem katholischen Bischof Heiner Willmer die Frage nach einem öffentlichen Schuldbekenntnis der Kirche zum Versagen in der Nachhaltigkeit. Ob solch ein Bekenntnis Wirkung zeigen würde, sei dahingestellt. Aber die Frage ist spannend. Öffentlich gestellt, zielt sie auf eine Kernaussage christlichen Glaubens: Reue, Schuldbekenntnis, Umkehr.

2019, im zweiten Dürresommer und während der Demonstrationen, zu denen Fridays for Future Junge wie Ältere auf die Straße holte, gab es einen Moment, den ich als körperlich schmerzhaft empfand. Mit einem Mal stand mir klar vor Augen, dass sich in dieser Krise mein Weltempfinden grundlegend ändert. Ich sah das bildlich vor mir, ich fühlte diesen Moment der Erkenntnis als ein Herausreißen und zugleich Herausgerissenwerden. Dieser Moment war nicht wie so oft ein freudiges, helles Ereignis, wo ich sage, wow, toll, was für eine neue Sicht auf mich, mein Leben oder auch nur einen Teilzusammenhang. Hier fühlte ich, wie tief strukturell ich mich von etwas Altem verabschieden muss, so tief, dass etwas in mir zerreißt. Das Bild des Risses symbolisiert dabei sowohl die umfassende Bedeutung als auch die Erfahrung des Schmerzes, kein schö-

Die Klima-Corona-Krise verschärft und präzisiert die Herausforderung der anstehenden sozial-ökonomischen Transformation. Viele Begriffe werden brüchig: Vertrauen, Glauben, Sicherheit, Schöpfung, Sinn. Der evangelische Theologe Matthias Jung – seit mehr als dreißig Jahren Grenzgänger zwischen Kirche und Arbeitswelt – versucht diese Worte neu mit Leben zu füllen. Anregungen erhielt er in Gesprächen u.a. mit Kübra Gümüşay, Anette Fintz, Birgit Mattausch oder Sina Adrian Vollmer – und bei Autor\*innen wie Charles Eisenstein, Joanna Macy, David Holmgren und Luise Schottroff.

Sein Fazit lautet: Nur im Dialog kommen wir heute zu einer »Spiritualität einer verletzlischen Schöpfung«, die es uns erlaubt, die »Geschichte der Separation« (Charles Eisenstein) zu überwinden, um zu einem neuen Verhältnis zu Gott, zur Schöpfung, zu uns selbst und zu anderen zu finden.

**Matthias Jung** hat evangelische Theologie und Erziehungswissenschaften studiert und ist nach vielen Jahren im Gemeindepfarramt am Niederrhein nun Landessozialpfarrer der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers. Er leitet im dortigen Haus kirchlicher Dienste den Fachbereich »Kirche. Wirtschaft. Arbeitswelt.«.